Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 5 (1937-1938)

Heft: 7

Artikel: Das eidgenössische Schützenfest von 1844 in Basel in der Beurteilung Jeremias Gotthelfs, Jacob Burckhardts und Gottfried Kellers [Fortsetzung]

Autor: Dürr, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759004

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das eidgenössische Schützenfest von 1844 in Basel

in der Beurteilung Jeremias Gotthelfs, Jacob Burckhardts und Gottfried Kellers.

Von Emil Dürr †

II

Wie hat auf die für das conservative Basel unerfreuliche Entwicklung, die das Fest genommen hat, die Reaktion eingesetzt? Die Antwort gibt dessen Parteiorgan, die „Basler Zeitung", deren Redaktor seit dem 1. Juni Jacob Burckhardt war.

Das kommende Fest hatte in ihm nicht gerade behagliche Empfindungen erweckt. Einmal aus persönlichen Gründen: das Fest würde ihn wohl ihm selbst entreissen. Ihm, der sich doch von Berufs wegen mit dem Ereignis abzugeben hatte, war das Festwesen überhaupt zuwider und der übliche Festoptimismus und das Treiben der Massen gingen wider seine Natur. Dazu verlieh der blutige Bürgerkrieg im Wallis dem Feste einen eigentümlichen düstern Hintergrund. „Nun rückt uns auch das Festgetümmel auf den Hals und verscheucht alle Ruhe und Stimmung", schreibt er am 10. Juni schon einem deutschen Freunde. „Wenn ich nur auch bei Festen und Ceremonien etwas zu fühlen wüsste! — Dazwischen läuft der Enthusiasmus durch die Gassen und droht jeden zu fressen, der nicht mitschreit... Diese Festsucht ist mir in unserer Zeit ganz ekelhaft; sie setzt all den Halbheiten und Lügen die Krone auf. Gerade jetzt, nach dem Gemetzel im Wallis, ist es lächerlich, ein solches Fest auszutrompeten. Die Zurüstungen sind fabelhaft ... Ein Redaktor möchte vollends des Teufels werden". Die Stimmung wurde nicht besser und er verfiel nicht jenem erwartungsvollen Fieber, das grossen Festen vorauszugehen pflegt und für das der endliche Anbruch des Festtages eine wohltätige Auslösung bedeutet. Auch die doch höchst eindrucksvolle und rein historisch zu bewertende St. Jakobsfeier riss ihn dauernd nicht mit und liess ihn hilflos: „Gerade jetzt", schrieb er am 30. Juni selbst an einen andern deutschen Freund, „hat auch unser tobendes prachtvolles Fest deutschen Freund, „hat auch unser tobendes prachtvolles Fest begonnen, um welches ich mich als Redaktor wohl gern oder ungern

kümmern muss ... Und ich, der bei Festen weder zu fühlen noch zu denken weiss, mitten unter rasenden Enthusiasten! ... Es macht mir rechten Kummer, dass ich eine so ganz unfestliche Natur bin und kein anderes wahres Fest kenne als das, welches historischen Sinn hat und der Gipfelpunkt und Ausdruck eines noch ganz frischen Faktums, einer Umwandlung und dergleichen ist, während mir die Erinnerungs- und Sauffeste gleichgültig sind."

Abgesehen von seiner konservativen Gesinnung, abgesehen von dem zweifellos von fern her wirkenden politischen Vorurteil und stimmungsmässiger Befangenheit wirkte in diesem Versagen ganz zweifellos die Tatsache mit, dass er vom 22. bis zum 26. Lebensjahr, die für politische Eindrücke so bestimmend sind, fern von Basel und der Schweiz gelebt, ein geistig-ästhetisches Leben geführt hatte, dessen tätige Beschaulichkeit fernab von allem politischen Pathos lag und während dessen er gerade zur deutschen Kultur das innigste Verhältnis eingegangen war. Das Schweizerische, das Nationale am Fest konnte ihn nicht gefangen nehmen.

Gewiss, dem ästhetischen Eindruck der vom prächtigsten Wetter begünstigten St. Jakobsfeier, der heitern Farbenpracht der fahnen- und guirlandengeschmückten Strasse, der repräsentativen Gravität des Aufzuges, der goldenen Pokale der Zünfte, der Monumentalität der Festhütte, die ihn an die Grösse der bedeutendsten Kathedralen erinnerte, all dem, was an den Künstler in ihm appellierte, vermochte er sich nicht zu entziehen und er hat ihm als Redaktor Ausdruck gegeben.

Damit war die innere Teilnahme am Fest erschöpft. Die Berichterstattung über das Schützenfest blieb recht flau und summarisch, stellte nicht einmal immer auf den Augenschein auf dem Festplatz ab, gab sich zufrieden mit dürftigen Auszügen aus der Festzeitung. Kurz, herz- und gemütlos, trocken, ohne Sinn für Grosses und Schönes, das war die Qualifikation, welche die radikale Schweizerische National-Zeitung den Schilderungen ihrer Rivalin gab.

Aus dieser kühlen, ja fast feindseligen Sachlichkeit trat der Redaktor der Basler Zeitung auch noch nicht stark heraus, als ihn doch der Vorfall mit den Wallisern, der dem Basler Gastrecht so nahe trat, zur Stellungnahme hätte zwingen sollen. Es war offenbar unter den Persönlichkeiten, welche die Zeitung in-

spirierten, eine abgemachte Sache, zu schweigen, solange „die Eidgenossen" das Fest beherrschten. So wurde die Verrechnung mit ihm zu einem eigentlichen Epilog. Da legte denn Burckhardt seinen offenbar angesammelten Groll los, über den politisch-rhetorischen Missbrauch eines Festes, dessen Besucher nicht einmal zu einem Drittel aus Schützen bestanden hätten.

„Wenn unser Comité", schrieb Burckhardt endlich am 11. Juli, nachdem das Fest am 7. Juli geschlossen worden war, „wie es durchaus seine Pflicht war, die völlige Freiheit der Tribüne zugestand, so war es unvermeidlich, dass die Radikalen im Ganzen das grosse Wort führten, da sie, wie männiglich weiss, die stärksten Lungen und lauter ausgewaschene, breitgetretene, bequeme Themata haben; gegenwärtig, bei dem ziemlich mittelmässigen Stand ihrer Angelegenheiten, hatten sie vollends doppelte Ursache, sich wichtig zu machen. Dass es so kommen würde, das hat man schon lange gewusst und in Basel am allerlängsten."

Das galt dem Allgemeinen. Und dann bekam Curti, der den Brand unter die Schützen geworfen, seinen Hieb ab: „Wichtig war die Tribüne nur am Freitag, als es sich nicht mehr um Phrasen, sondern um eine vorliegende handgreifliche Sache, um die Walliser Fahne handelte. Da wollte es das Unglück, dass der Hr. Reg. Rath Curti, dem dieser Ruhm sein Leben lang bleiben möge, Oel in das schon glimmende Feuer goss. Seine glänzende Rede, welche ein rechtes Musterstück radikaler Perfidie ist, weckte den Brüllradikalismus auf, welcher nun keine Rücksicht darauf nahm, ob Basel eine Pflicht habe, die Fahne von Wallis zu schützen oder nicht".

Auf diesen Angriff hin hat die Gegnerin seiner Zeitung, die Nationalzeitung, zum freisinnigen Gegenschlag ausgeholt, mit Witz und Trotz: „Wenn schon die Radikalen die ‚stärksten Lungen' besitzen sollten, so beweist dies jedenfalls, dass dieselben, zum grossen Aerger der Zöpfe, noch keine Anlage zur Schwindsucht haben." Und was das Rede- und Gesinnungsmonopol an den Schützenfesten angeht, so blieb es beim robusten Mehrheitsstandpunkt: „Eine Richtung, und zwar die freisinnige, ist an unsern eidgenössischen Freischiessen immer vorherrschend gewesen, weil sie auch die herrschende im Volke ist; wer will nun tadeln, dass diese öffentliche Meinung sich auch wirklich Gel-

tung verschaffe? dass diese Feste der Herd bleiben, wo diese Flamme genährt werde und dass der Unwille sich gegen solche ausspreche, welche mit allerlei List und Trug darauf ausgehen, jene lodernde Flamme, den schönsten Ausdruck unserer Nationalität, zu dämpfen und zu verlöschen? Darum haben wir diese Manifestation der öffentlichen Meinung gegen die Walliser-Deputierten gerne gesehen..."

Die in Gang gekommene Polemik hinderte Burckhardt nicht, einige Tage später Stellung zu nehmen zur aktuellsten politischen Frage auf dem Schützenfest, zur Jesuitenfrage, der er einen überaus bemerkenswerten Artikel widmete, lauter Ketzereien in liberalen und radikalen Augen, revoltierend durch seine kühle Ironie. „Wir haben", schrieb er am 16. Juli, „uns und unsere Leser niemals getäuscht über die Natur und die Eigenschaften des Ordens, welcher seit zwei Jahrhunderten stets mächtiger in alle Verhältnisse der Schweiz eindringt; uns scheinen die Jesuiten ein Fluch der Länder und Individuen, welche ihnen in die Hände fallen; sie haben in unserer Schweiz unzählige Geistesblüten geknickt und werden noch viele knicken. Wir kennen ihre wissenschaftliche Nichtigkeit, die jämmerliche Oberflächlichkeit ihrer Erziehungsmethode, ihre lügenhafte Darstellung unserer Geschichte, und von ihren Wühlereien wenigstens einen Teil. Wir sehen ihren Einfluss an vielen Orten im Wachsen...

Was hindert uns, sie alle aus dem Lande zu jagen, wie Aargau wollte? Fürs erste: das Recht; fürs zweite: die Klugheit.

Das Recht; ...es können sich die einzelnen Kantone mit Recht auf ihre Souveränität berufen und die Jesuiten in Schutz nehmen. Die Duldung oder Wegweisung derselben liegt also rein in den Händen der einzelnen Kantone". Warum übrigens die Jesuiten in der Schweiz mehr denn je florierten? „Wer hat am meisten gegen die Jesuiten geschimpft und wie? meist indem man zugleich auch die jedem gläubigen Katholiken teuersten Institute angriff... Jede Schmähung des Katholizismus, jede Gewalttat, jeder Uebergriff von radikaler Seite verwandelte sich in einen baren Fortschritt des Ordens...

Die Klugheit nun gebietet: setzt nur diesem Gebäude von Macht nicht dadurch den Giebel auf, dass ihr die Jesuiten durch Verfolgung zu Märtyrern stempelt."

„Was allein kann helfen?" fragt er schliesslich. „Nicht direkte Angriffe, auch nicht blosse indirekte Massregeln von den Regierungen aus tun es, sondern allein die wahre Bildung, die echte Duldung, die Konsequenz, die Loyalität..."

Das war nun in den Augen der National-Zeitung entschieden zu stark, war zu frech, trat allzu hochmütig den radikalen Methoden zu deren Vertreibung nahe. Das sah ja nach Kryptokatholizismus aus; gewisse katholische Tendenzen schienen ganz offenbar der jetzigen Basler Zeitung anzukleben. Wer vertrat denn solche Dinge? Die National-Zeitung wies mit dem Finger auf den Verfasser und zerrte ihn deutlich genug aus dem Bereich der redaktionellen Anonymität: „Ein junger gebildeter Mann, der Sohn eines protestantischen Kirchenhaupts, hat sich die Aufgabe gestellt, Menschen und Dinge nach Art des grössten Staatsmannes der Schweiz zu beurteilen. Er debütierte mit dem berüchtigten Artikel über das eidgenössische Schützenfest, der, wie in Basel selbst, so auch in der ganzen Schweiz gerechte Entrüstung erregt hat. Mag der Verfasser immerhin die Ueberzeugung haben, dass er noch ziemlich mild sich ausgedrückt, — in den Augen der liberalen Schweizer ist er gebrandmarkt. Nach einer so empörenden Sprache über das Schützenfest hat es nichts Auffallendes mehr, dass die Basler Zeitung sogar den Jesuiten das Wort redet..."*) Die National-Zeitung hat sich nicht überzeugen lassen; sie forderte vielmehr schon jetzt zum offenen Kampf gegen die Jesuiten: „Nur Mut gefasst ... Die Zeit bringt Rosen!" Burckhardt war damals entschieden noch keine Autorität, er wurde trotz aller Zurückhaltung noch hie und da gezupft, „dieser junge, wissenschaftlich gebildete Mann, das Söhnlein unseres protestantischen Oberstpfarrers Burckhardt!"

Ganz spät schliesslich, erst am 26. Juli, sprach Burckhardt sein letztes und schönstes Wort über das Schützenfest. Und da ist es denn bedeutsam und zeigt die innere geistig-politische Verwandtschaft Burckhardts mit Gotthelf, dass der jüngere Basler seinem Schlusswort den Gedankengang von Gotthelfs „Wort eines Schweizers" mit greifbarer, unzweifelhafter Gewissheit zu Grunde legt: So holte Burckhardt, nun erlebnis- und anschauungs-

*) Es ist das typische Aufgellen, wie es immer jungen, revolutionären, sendungsbewussten Parteien eigen ist, wenn ein respektloser Gegner alten Schlages ihren neuen „Heiligkeiten", Dogmen und Mythologien zu nahe tritt. (Randnotiz E. Dürrs)

gesättigt, den realistischen Hintergrund aus jenem Manifest heraus und schuf eine gross gedachte und gross geschaute Abrechnung mit den Schützen und mit den Radikalen. Er sprach als Basler; er sprach als ein anderer als die frischen, zugriffigen, unbedenklichen Eidgenossen, Bürger der kleinen Städte, Bauern ab dem Lande. Die waren rationalistische Radikale, nationalistische Idealisten, menschheitsgläubige Optimisten, optimistische Revolutionäre, und hinter der Dichte und dem Lärm einer üppig ins Kraut geschossenen Rhetorik warteten die kühlen politischen Rechner und nüchternen Realisten die Stunde der echten staatsmännischen Tat ab.

Burckhardt hingegen war von gründlich urbaner, ja aristokratischer Art, empfand ursprünglich historisch, wurzelte in der universellen Kultur und nicht im national gebundenen Staat, er vermochte alle Entwicklung und allen sogenannten Fortschritt nur als unrevolutionären, organischen Prozess zu begreifen und zu bejahen; so lag auch die Heimat seines staatlich-politischen Denkens in irrationalen Gründen und irrational eingestellten romantischen Zeiten. Zudem verhielt ihn ein angeborener und durch das Erlebnis gestärkter Pessimismus in misstrauischer Distanz zu Menschen und Leben.

Aus solcher Gegensätzlichkeit heraus ist denn der von Burckhardt als „kurzer Epilog" aufgefasste Artikel zu verstehen und zu würdigen.

„Das schweizerische Schützenfest könnte eines der grossartigsten Nationalfeste sein. Wir besitzen in ihm das, wonach Deutschland vergeblich schmachtet, eine Darstellung innerer Einheit bei äusserer Vielartigkeit und Zerspaltung. Aber es gibt dieser Darstellungen mehrere; jeder unserer vielen, von den Regierungen nicht gehemmten, sondern meist geförderten Vereine ist eine solche, so z. B. unsere schweizerische gemeinnützige Gesellschaft. Das Schützenfest jedoch hat sich über alle Feste, die Schützengesellschaft über alle Vereine hinaus auf den ersten Platz gesetzt und Ansprüche erhoben, welche selbst unter den einzelnen Schützen nur sehr geteilte Billigung finden. Man kann nichts dagegen haben, dass mit der fröhlichen Schützenschar sich eine Menge Beiläufer einfinden, welche an der Freude Teil nehmen wollen; das aber ist schon eine unechte, dem Wesen des Festes fremde Erweiterung desselben, dass diese und nicht

mehr die Schützen das grosse Wort führen. Durch die Schützen allein wäre das Fest nie ein Agitationsmittel in den Händen der Radikalen geworden, was es jetzt leider ist. Um die Schützen zu gewinnen, begannen viele Redner ihnen zu schmeicheln, sie nannten sie „die wahre Tagsatzung" im Gegensatz zur sogenannten Herrentagsatzung; sie organisierten einen Götzendienst der eidgenössischen Schützenfahne, „der Vorsehung der Schweiz"; die Tribüne aber benützten sie... zu schnöden Parteizwecken des Radikalismus." „Es gibt aber noch ein heiligeres Palladium als die eidgenössische Schützenfahne, das ist unser Volkstum mit all seinen edlern Bestrebungen, das ist die Summe all des freien und doch in sich durch heilige Gesetze gebundenen Willens und Charakters der Schweizer, das bis dahin zwar angetastete und angefressene, aber noch nicht erschütterte Fundament aller unserer Freiheit. Wer das nicht in allen seinen Richtungen, sei es Religiosität, Wissenschaft, Kunst, Waffenruhm oder Industrie zu lieben und zu ehren weiss, wer nur eine Seite desselben beliebig hervorheben will und die andern gering schätzet, der tritt zum Vaterlande selbst in eine schiefe Stellung.

Aber die Zeit ist nicht mehr fern, da das Schützenfest... mit Freuden in die Reihe der andern Aeusserungen schweizerischen Nationallebens zurücktreten wird. Dann wird es nicht mehr ein Volk im Volke bilden wollen, sondern ... sein ihm beschiedenes Teil der nationalen Herrlichkeit darstellen. Danach sehnen sich wohl auch die meisten Schützen ...

Die Bedeutung des hiesigen Festes liegt darin, dass hier die Notwendigkeit einer solchen Umkehr am klarsten hervortrat... Dass das Fest schon äusserlich nicht auf diesem Fuss fortgehen kann, sehen die meisten ein; dass es auch innerlich anders werden muss, dass es nicht ein Rendez-vous des schonungslosesten Radikalismus bleiben darf, wird ebenfalls immer einleuchtender.

Und doch hätte das Fest schon in dieser Gestalt herrliche Früchte tragen können! Wir wollen ohne allen Rückhalt sprechen. Es wäre besser gewesen, wenn Basel noch einige Jahre mit der Einladung gewartet hätte. Ein schöner Augenblick in Solothurn, welcher die Herzen aufschloss, liess die Antipathien vergessen, welche tatsächlich noch nicht erloschen waren. Man erwog nicht, dass der krasseste Radikalismus

sich ebenfalls einstellen und das Fest auf seine Manier ausbeuten würde. In einigen Jahren wäre das wahrscheinlich bedeutend anders gewesen; jetzt aber hat man es dem Feste angefühlt, dass noch keine volle Versöhnung stattgefunden hatte, wie sie denn auch dem Radikalismus gegenüber nie möglich sein wird. Das aber ist und bleibt zu beklagen, dass die Radikalen da neue Zwietracht säten, wo so viele eine Versöhnung gehofft hatten."

Damit nahm Burckhardt Abschied vom eidgenössischen Schützenfest.

Auch Jeremias Gotthelf hat seinen Epilog zum Basler Fest geschrieben, eine Abrechnung nach seiner eigenen Art.

Auch er hatte den Anlass besucht, dazu eingeladen von seinem Freunde Professor Hagenbach. „Wenn mich Gott gesund spart, so habe ich allerdings im Sinn zu kommen und zwar nicht nur, weil ich an einem solchen Feste teilweise Freude, teilweise Spass habe, sondern weil ich eine Art von Schützennovelle ... schreiben möchte, in welcher so ein jung Herrchen vom Neuherrentum als Schütze, der populär werden und eine reiche Frau kriegen möchte, die Hauptrolle spielt; so was halb Schönes, halb Wüstes möchte ich machen. Als alter Jäger und Schütze kenne ich grob ane das Handwerk, nur mangelt es neues Auffrischen und das Baslerfest würde der Glanzpunkt." (7. Dezember 1843). Hagenbach gab, aufschlussreich genug für seine Einstellung, zur Antwort: „Was das Schützenfest betrifft, so freue ich mich mehr auf die Novelle als auf das Original; ich befürchte, dass da Allerlei mit unterlaufen wird, das — nun! sapienti sat."

Gotthelf erschien also. Er blieb zwei bis drei Tage, schliesslich zu wenig lang, wie er fand: „Indessen, was am Fest selbst zu sehen war, das habe ich gesehen, und jeder Tag war nicht viel anders als eine Wiederholung der vergangenen, kleine Skandäler abgerechnet. Der grösste Skandal geschah ... mit den Oberwallisern; schwer werden ihn die Radikalen büssen müssen ... Es ist merkwürdig, wie die Radikalen darüber Bauchweh haben und in ihren Zeitungen sich krümmen, und wie sie dabei ablenken und den Baslern als Dank Dreck in die Schuhe giessen möchten. Es sind die Klagen eines ungenügsamen Buben, dem man nicht gut genug aufgewartet hat, der daheim es

schlecht hat, an einem solchen Feste sichs möchte behagen lassen und nota bene gratis." (26. Juli 1844).

Der Volksschriftsteller ist auch, wie man heute sagen würde, über seine Eindrücke am Fest interviewt worden. „Wenn ich etwas über das Fest sagen wollte", lautete sein Bescheid, „so hätte ich es fast, als ob ich das Meer beschreiben sollte. Ich wüsste von demselben nichts Individuelles, Besonderes zu sagen, nichts, als es sei gross, imposant, herrlich; aber Ufer hatte es keine gehabt, und Apartes ist mir nicht begegnet."

Er hatte über das Fest, wie die diplomatische Antwort erwarten lässt, trotzdem Einiges zu sagen, war er doch hingegangen, um Milieustudien zu machen. In der Tat, er hat seine Eindrücke in jenem von ihm unvollendet hinterlassenen Roman „Herr Esau" verwertet, zu dem sich schliesslich die geplante Schützenfestnovelle ausgewachsen hatte. Den ersten Teil des „Herrn Esau" hatte er schon im Frühherbst 1844 vollendet und dessen zweite Hälfte enthält die überaus breit angelegte Schilderung eines eidgenössischen Schützenfestes. Ursprünglich visierte er tatsächlich das Basler Fest, wie er in der Einleitung verrät. Aber er hat schliesslich aus Gründen, die sich leicht vermuten lassen, das vorausgehende Schützenfest von Chur (1842) als Rahmen und Schauplatz gewählt, Chur, wo er nachgewiesener Massen aber nicht hingegangen war. Aus der damals üblichen Schützenfestpublizistik konnte er sich über das Aeusserliche leicht ein Bild machen, und was das Pathos des Festes anging, das Allgemeine und Typische des Treibens, so verfügte er über persönliche Erinnerungen vom Solothurner Fest von 1840 her und nun brachte er aus Basel frische Eindrücke mit.

Dieser Herr Esau nun charakterisiert sich in seiner Gesamtheit als nichts anderes als eine überaus starke und leidenschaftliche, ja groteske Satire auf den Radikalismus, das sogenannte Neuherrentum, in seiner bernischen und schweizerischen Erscheinung und konservativen Verzerrung. Es ist ein scharfer, in epischer Form entbundener Angriff auf die ideologische und politische Position der damals zur Herrschaft andrängenden oder sie ausübenden Radikalen; es ist eine rücksichtslose, ironiegespickte und hohnvolle Blosstellung des Menschlichen, Allzumenschlichen in dieser jungen, arrivierenden Partei. In der Schützenfestpartie ist es das grotesk-realistische Gegenstück zum

idealistischen, normativ eingestellten „Wort eines Schweizers", sie ist auch, gemessen am kritischen Gehalt jenes „Worts", dessen Kommentar.

Hier goss er seinen bösen Spott über das Schema und das Arsenal einer durchschnittlichen radikalen Schützenfestrede, über schöne Worte „von Eidgenossen und Brüdern, von Freiheit und abermals Freiheit, von Banden und Knechten, von Pfaffen und Aristokraten, von verfluchter Brut und vom Volk, von den Vätern und Enkeln, vom Morgenrot und vom Vaterland". Hier liess er den Eidgenossen, wie er im radikalen Buche steht, naiv sich selbst ironisieren: „Eidgenossen nenne man die, wo es treu mit dem Lande meinten, und nach dem papierenen Bunde nichts frügen, sondern einen neuen wollten im neuen Geiste, wo jeder wohl sei und jeder frei und alle geschweiget würden, wo eine andere Meinung hätten und anders dächten, einen Bund, in welchem Einigkeit, Friede sei, das Vaterland über alles, und jeder Kanton machen könne, was ihm beliebe, und helfen könne dem, mit welchem er sympathisiere ..." Wie einst die alten Eidgenossen einen Bund geschlossen und die Adeligen vertrieben hätten, so nenne man wieder Eidgenossen „die aus allen Kantonen, die einen Bund wollten und nichts wüssten und nichts meinten als: ‚Nieder mit Pfaffen und Aristokraten!'" Und so weist denn diese Partie auch Stellen auf, die in hochkomischer Weise die Platitüde des populären Pfaffenfressertums persiflieren.

Vor allem schüttet er seinen ganzen Hohn aus über die Kapitulation der Schützenfestredner vor dem Volk, vor den Massen, geisselt das Drehen der Führer nach dem Winde, das Buhlen und Schmeicheln um die Volksgunst nach dem Muster: „Du edles Volk, du herrlich Volk, du, du, du, du wärest recht, du wolltest das Rechte, ach, wenn du sein Gott wärest, aber du bist geknechtet, warst verraten, bist verraten, wirst verraten, du, du, du! Mache dich von den Schelmen, den Verrätern, den Pfaffen, den Lumpentagherren, den Hudelregierungen, den Teüfelspfaffen; dann hast du was du hast, dann bist du, was du bist, dann werden die Sterne als Lebkuchen vom Himmel fallen, unsere Berge werden Zuckerstöcke sein, und unsere Seen werden unsere Honigtöpfe, und unsere Flüsse und Ströme edle Getränke führen; so wird es kommen, so muss es kommen, drum, edles

Volk, auf, auf." Keiner wage hingegen in gerechtem Zorn über den Text zu reden: „O Volk, du bist wie eine Eiterbeule, und vom Kopf bis zum Fuss ist nichts Gesundes an dir, deine Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Kleid und deine Feste hasse ich..."

Und wie er über die Verhimmelung des Volkes, die Charakterlosigkeit der Volksredner höhnt und spottet, findet er bittere Worte über den Mangel an Redefreiheit auf den Schützenfesten, über das Monopol der radikalen Ideologie und Rhetorik auf der Rednertribüne; er geisselt den opportunistischen Freiheitsbegriff der Radikalen, macht sich über die radikale Garnitur und über vieles andere noch lustig und am Schlusse hält er schliesslich den Konservativen selbst eine Standrede über deren Mangel an Mut zur Abwehr des Radikalismus.

Nicht dass Gotthelf in seinem Zorn über den erneuten Missbrauch des Schützenfestes durch die Radikalen sich den Geschmack am Fest als solchem hätte vergällen lassen. Es bleibt bei seiner angeborenen, in einem tiefen und sicheren Lebensgefühl und in einer ursprünglichen Teilnahme am Volk wurzelnden menschlichen und epischen Freude an kleinen und grossen Festen. Und so findet er denn auch hier noch schöne und treffende Worte über die Gefühle, die einen ergreifen, der in den Bann eines solchen grossen Festes gerät, er spottet nicht über die eidgenössische Fahne und ihre Bedeutung, er bringt das Wort vom Königtum des Volkes auf, das sich dessen nie mehr bewusst zeige als an Schützenfesten in der Festhütte.

Im Ganzen bleibt es aber durchaus beim Neinsagen gegenüber der Tatsache, dass eine Partei herrisch und rücksichtslos sich der festlichen Tage und des Volkes bemächtigt hatte. Das war ein Stück Absolutismus der Radikalen!

Dieses eidgenössische Schützenfest nun ist schon nach einigen Monaten in eine eigentümliche, ja fatale Beleuchtung gerückt worden und es ist mit einem gewissen Recht darin stecken geblieben. Im Jahrzehnt nach 1844 ging, wie dies Tillier formuliert, „die allgemeine Meinung dahin, dass an diesem Fest auch der unselige Gedanke des Freischaarenwesens und die Volksaufregung vermittelst der Jesuitenketzerei ihren Ursprung genommen habe." Wirklich haben gewisse intransigente, radikale Blätter unmittelbar nach der Niederlage des ersten Freischaarenzuges im Dezember 1844 unbeugsam und trotzig den siegreichen Geg-

nern zugerufen: „In Basel war die Stunde des Worts, jetzt ist die ernste da der Tat!" Die „Basler Zeitung" — Professor und Ratsherr Andreas Heusler — legte dagegen die feierlichste Verwahrung ein gegen die dem Feste und Basel angetane Schmach, als ob man hier komplottiert hätte zur Anstiftung des Religionskrieges, als ob damals „eine schmachvolle Bluthochzeit" verabredet worden sei. Das Wort „Komplott" übertreibt die Sache. An sich besteht kein Zweifel, — und wir haben es erwiesen — dass in jenen Festtagen die Extremen sogar die Tribüne benutzt haben, um zum Aktivismus aufzufordern. Wenn so deutlich von dieser Stelle aus gesprochen worden ist, wie muss an deren Fuss, in der Festhütte, dann in den unoffiziellen Kaffeehäusern des Festplatzes und auf den Gassen und in den Wirtschaften erst recht mit der bewaffneten Aktion gedroht, aufgetrumpft und gepocht worden sein. Von einer spezifischen Verabredung kann deshalb keine Rede sein, weil das Jesuitengeschäft in Luzern ja erst vom Grossen Rat und durch ein voraussichtliches Gemeindeveto so oder so erledigt werden musste, und tatsächlich hat der Freischarenzug erst zu spielen begonnen, als die luzernischen und eidgenössischen Jesuitengegner Ende November einsehen mussten, dass ihnen verfassungsmässige Mittel nichts halfen. Darum denn auch der völlig improvisierte Charakter des ersten Freischarenzuges und dessen rascher Zusammenbruch. So wird es mit dem Komplott auf dem Basler Fest wohl bei den Worten Gottfried Kellers sein Bewenden und seine Richtigkeit haben: „Die Jesuiten reichten gerade aus, durch ihr Wesen und ihre Bestimmung einen kräftigen und höchst produktiven Hass und Groll zu erregen, welcher auf dem Feste zu Basel dermassen gewaltig rauschte, dass davon die Rede war, in corpore aufzubrechen und in den Festkleidern, den Festwein im Blute, hinzuziehen, um den Jesuiten das Loch zu verstopfen und ihre verrückte Theokratie zu zerstören. Das blieb zwar nur eine Rede, doch wurde der Keim gelegt zu jener seltsamen Erscheinung der Freischaarenzüge..."

Die Stelle, wo Keller als Kronzeuge auftritt, findet sich im zweitletzten Kapitel der ersten Fassung des im Jahre 1854 erschienenen „Grünen Heinrich".

Denn der Dichter führt seinen Helden, will sagen seinen eigenen Schatten, auf der Rückkehr aus Deutschland über das

Schützenfest zu Basel in die zürcherische Heimat. War das nur Dichtung, wars Erlebnis? Die Frage lässt sich an Hand von vorhandenen biographischen Daten, so viel ich sehe, bis jetzt nicht eindeutig beantworten. Kellers Lebensumstände gerade im Juli 1844 erfahren nirgends eine besondere Erwähnung, aber er weilte ja schon seit recht langer Zeit wieder in Zürich und ein Besuch des Basler Festes liegt um so weniger ausser dem Bereich der Möglichkeit, als Keller ja eine ungemein festfrohe Natur und ein festfroher Dichter war, als bei ihm selbst seit dem Herbst 1843 die politische Lyrik mit rückhaltloser Macht durchgebrochen war und er leidenschaftlich zornig und gläubig wie keiner der allgemeinen Erregung und Stimmung Ausdruck gab in all jenen Fragen und Motiven, die damals eidgenössisch freisinnigen Kurs hatten: vor allem kam er nicht von den Jesuiten los, denen er in so vielen Gedichten seinen ehrlichsten und grimmigsten Hass geweiht hat, etwa in der Manier:

Hussah! Hussah! die Hatz geht los!
Es kommen geritten Klein und Gross:
Der springt und purzelt gar behend,
Der kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!...
O Schweizerland, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Und zu den Jesuitengedichten gesellen sich die zornigen und hohnvollen, manchmal reichlich groben poetischen Apostrophierungen der Konservativen, der Pietisten, Aristokraten, Apostaten, die wehevollen Gedichte über die Waldstätte und das „gemazzte" Unterwallis. Was auf den Schützenfesten politische Rhetorik war, das hat Keller in politische Lyrik umgemünzt und dem politischen Glauben jener Tage und Festwochen: dem Vaterland, der Nationalität, der Freiheit Worte von unzerstörbarer Glut, tiefster Ergriffenheit, getragen von ursprünglichstem lyrischem Schwung, geliehen.

Keller musste, nach seiner damals vorwaltenden Stimmung sich förmlich nach Basel gezogen fühlen. Und die äussere Schilderung, die er vom Feste gibt, ist in den allgemeinen Zügen und in Einzelbeobachtungen so echt und zutreffend, dass wohl an seiner Anwesenheit und an dem Basler Erlebnis nicht gezweifelt werden kann.

Er hat den Augenblick und das Fest richtig charakterisiert und contrastiert: dort die „alte kraftlose Tagsatzung", hier „das politische Rendez-vous des Volkslebens." Oder er fasst es auch so: „Während nun in den Stuben der Doktrinäre, in den Sälen der Staatsleute vom alten Métier und in der Halle des Bundes von Anno fünfzehn das politische Fortgedeihen stockte und nichts anzufangen war, trieb und schoss dasselbe in mächtigen Keimen auf diesem brausenden und tobenden Plan, über dem die vielen Fahnen rauschten. Das Land war mitten in dem Kampfe und in der Mauser begriffen."

So stark die Verlockung wirkt, ich muss es mir versagen, jene so reizvollen Partien vom Festleben und Festwein, vom festlichen und patriotischen Pathos, welches die Festhütte durchflutete, in Kellers so ursprünglich und wohlig erlebter Schilderung mitzuteilen. Ihm ist dabei in den Sinn gekommen, dass das gewaltige Getöse in der Festhütte „eine alte Weise seiner Landsleute und nicht etwa ein Zeichen des Verfalls sei", und dass „die alten frommen Schweizer ... zuweilen noch viel wilder tun, bankettieren und rumoren konnten als die jetzigen." Er versöhnte sich mit dem Zechgetöse, ging nicht ganz in ihm auf und machte besinnliche Betrachtungen über Majorität, Minderheit und Einzelne, die sich schliesslich auch, auf dem Heimweg, zu einem besinnlichen Monolog, zu einem Epilog auf das Fest verdichteten. Hier erscheint Keller als Wortführer der in der Schweiz zur Herrschaft aufgebrochenen Partei; einer Partei, die sich als Mehrheit fühlt und herrisch ihr Königsrecht fordert. Es ist das Recht, nach dem eine kraftvolle, junge, ihrer Macht bewusst gewordene Masse greift, in naiver Selbstverständlichkeit, nach Mehrheitsrecht. Die Kraft und die Rechtfertigung Kellers und seiner Masse aber ist ein ungebrochener Menschheits- und nationaler Zukunftsglaube und ein ahnungsloser Optimismus, wie er nur jungen Parteien und Menschen eigen sein kann. So vermag Keller so etwas wie ein Hohes Lied der Majorität zu fas-

sen, kommt dazu, ihre Unfehlbarkeit, ihre Unausweichlichkeit, ja ihre Güte und ewige Jugend zu preisen. Man spürt da, wie hinter Kellers Mehrheitsbegriff sich die Anschauung von der Volksherrschaft aufreckt, von der Demokratie des ursprünglich guten, in seinem reinen Kern unzerstörbaren Volkes.

So wie sich die drei Grossen Gotthelf, Burckhardt und Keller zum Basler Schützenfest und damit zu den grossen nationalen, zu den eigentlichen Schicksalsfragen jener Tage eingestellt haben, wären mancherlei Schlussbetrachtungen möglich.

Man könnte sich fragen, inwiefern jeder der drei sich als den geistigen Sohn der heimischen Art, als deren Repräsentanten darstellt und die Antworten wären aufschlussreich für die Erkenntnis des Berners, Baslers und Zürchers.

Man könnte eine Betrachtung anstellen über das Verhältnis von politischem Glauben und Temperament oder anders gefasst: über die innere, tiefwurzelnde Verbundenheit von Optimismus und Liberalismus oder Radikalismus, von Pessimismus und Konservatismus und merkwürdige Beziehungen würden sich einstellen.

Wir wollen statt diesen beiden eine dritte Frage streifen. Wer von den Dreien hat Recht gehabt?

Sie werden denken: Keller und seine Partei haben den Erfolg errungen und darum Recht bekommen. Ja und nein. Denn 1847 bedeutete wohl einen vollen freisinnigen Sieg, aber 1848, die neue Bundesform, war ein Ausgleich zwischen der alten historischen und der neuen postulierten Schweiz, war ein föderalistisch zentralistischer Kompromiss. Die starken und entschlossenen Werkmeister des neuen Bundes haben als grosse und echte Realisten auch jenen alten, ursprünglichen und unzerstörbaren Kräften Rechnung getragen, die ein Teil der geistigen und moralischen Existenz Gotthelfs und Burckhardts waren und die deren Widerstand genährt und getragen haben. So sind auch sie zu ihrem Rechte gekommen.

Das letzte nationale siegreiche Wort unter den Dreien ward aber zweifellos Gottfried Keller zu Teil.

Er hatte im September 1843, also zu einer Zeit, da noch nicht alles parteimässig und schier rettungslos verfahren war, ein Gedicht geschaffen, das mit seinem echten und tiefen, leidenschaft-

lichen Vaterlands- und Heimatgefühl zu einer schweizerischen Nationalhymne werden konnte, die heute, und schon längst, alle einst feindlichen Parteien gemeinsam singen.

Versenkt man sich in den Sinn und die Stimmung dieses Liedes, so wird man gewahr, dass sein Heimats- und Vaterlandsgefühl trotz aller zeitgenössischen Merkmale — Königsglanz, Thronenflitter — aus den ältern Gründen (die auch die Gründe seiner Gegner waren) des schweizerischen Patriotismus aufgestiegen ist und sich nur in der heissen und bewegten Luft jener denkwürdigen Zeiten verjüngt und geläutert hat. Es ist:

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!